

Christina von Braun

Männliche und weibliche Form in Natur und Kultur in der Wissenschaft

Wilhelm von Humboldt hat sich wiederholt – am deutlichsten in zwei Aufsätzen, auf die ich im Folgenden eingehen werde – zu Fragen von Geschlechterbildern und Geschlechterrollen geäußert. Das war ein Thema, das ihm am Herzen lag. Es ist bekannt, dass er intelligente und gebildete Frauen gerne um sich hatte – diesem Frauentypus entsprach auch seine Ehefrau Caroline. Deshalb bietet es sich, seine Texte zur Geschlechterordnung einer genauen Lektüre zu unterwerfen, um zu sehen, wo er Neuland betreten und wo alte Pfade weiter verfolgt hat. Eine solche historische Einordnung offenbart seine Rolle beim Übergang vom Feudalismus in die Moderne. Sie offenbart aber auch, dass viele alte – zum Teil christliche – Denkformen in die neue aufgeklärte Zeit hinübergetragen wurden. Das wird besonders deutlich am Beispiel der Geschlechterordnung.

Jede Zeugung, so sagt Wilhelm von Humboldt, ist „eine Verbindung zweier verschiedener ungleichartiger Principien, die man, da die einen mehr thätig, die anderen mehr leidend sind, die zeugenden (...) und die empfangenden nennt.“¹ Diesem Prinzip sei nicht nur die „Fortdauer der Gattungen in der Körperwelt anvertraut“ worden, es gelte auch für alle kulturellen Schöpfungen. „Auch die reinste und geistigste Empfindung geht auf demselben Wege hervor, und selbst der Gedanke, dieser feinste und letzte Sprössling der Sinnlichkeit, verläugnet diesen Ursprung nicht.“² Unter dem zeugenden Element verstand Humboldt wiederum das männliche, unter dem empfangenden Element das weibliche Prinzip. Diese Rollenverteilung der Geschlechter begleitet einen Gutteil der abendländischen Vorstellungen vom sexuellen Zeugungsakt – nur gelegentlich wurde sie von den Ideen der Präformisten verdrängt, die das Kind mal im ‚Samen‘ der Frau und mal in dem des Mannes vorgefertigt sahen. Humboldt, der das organische Zeugungsprinzip auf Kunst und Wissenschaft überträgt, möchte er die Definitionen ‚zeugend‘ und ‚empfangend‘ auch auf die geistigen und psychischen Qualitäten von Männlichkeit und Weiblichkeit angewendet wissen.

So kommt er zu einer neuen Definition von ‚Männlichkeit‘, die bei genauerem Hinsehen viel gemein hat mit der modernen Definition des Wissenschaftlers. Die moderne Wissenschaft verlangt vom Wissenschaftler, daß er seinen Körper an der Garderobe abgibt, bevor er das Labor betritt; nur so könne eine ‚objektive‘, ‚neutrale‘, ‚echte‘ Wissenschaft zustande kommen. Ähnlich lautet Humboldts Definition von Männlichkeit: „Wo die Männlichkeit herrscht, ist das Vermögen: Kraft des Lebens, bis zur Dürftigkeit von Stoff entblößt; und die entbehrende Sehnsucht auf ein Wesen gerichtet, das der Energie zugleich Stoff zur Thätigkeit

gebe, und, indem es durch Rückwirkung ihre Empfänglichkeit beschäftigt, ihre glühende Heftigkeit lindre.“³ Der ‚entkörperte‘ Wissenschaftler bedarf eines Stoffes, auf die er seine Schöpferkraft einwirken lassen kann; so werden die Materien, mit denen er sich beschäftigt – Körper, Natur, chemische Substanzen oder auch der schwarze Kontinent der Psyche – feminisiert. „In dem Kreise der Weiblichkeit hingegen ist das Vermögen: eine üppig überströmende Fülle, zu reich, als dass die eigene Kraft allein ihrer Belebung genüge; indess die entbehrende Sehnsucht ein Wesen sucht, das zugleich den inneren Stoff erwecke, und der eigenen Kraft, indem es sie durch Einwirkung zu selbstthätiger Rückwirkung nöthigt, eine grössere Stärke ertheile.“⁴ Der ‚Stoff‘ wird also nicht nur weiblich imaginiert, ihm eignet auch die Sehnsucht nach der formgebenden Hand des männlichen Prinzips mit seinem ‚bis zur Dürftigkeit vom Stoff entblößten‘ Körper.

Humboldt zieht biologische Kategorien heran, um Aussagen über die Psyche des Männlichen und des weiblichen Prinzips zu treffen. Bei Aristoteles war der Vorgang umgekehrt. In seiner Lehre *Über die Zeugung der Geschöpfe* verkündete er, daß der männliche Same „von oben her“ komme. Er sei zwar nicht die Seele, aber er sei „beseelt“ durch „eine von außen eingedrungene Vernunft“, die einen immateriellen „Urstoff der Himmelskörper“ darstelle und göttlich sei. Die Tatsache, daß Frauen überhaupt geboren werden, führte Aristoteles darauf zurück, daß sich der „beseelte Same“ in vielen Fällen nicht ausreichend gegen die „Materie“, das Irdische, habe durchsetzen können und der Lebensquell „sich geschlagen geben muß, bevor er die Entwicklung bis zur eigenen Art fördern“ kann.⁵ Diese Lehre spiegelt sich auch in den medizinischen Vorstellungen der Antike wider, laut denen das Sperma aus Blut entsteht, das im Gehirn „raffiniert“ werde. Thomas Laqueur beschreibt die Lehren von Hippokrates und Galen folgendermaßen: „Sperma, ein Schaum fast wie der des Meeres, werde zunächst aus dem Blut raffiniert; dann gehe es zum Gehirn; vom Gehirn nehme es den Weg zurück durch das Rückenmark, die Nieren, die Hoden und in den Penis.“⁶ Das Modell, das eine enge Beziehung zwischen männlichem Sperma und dem Gehirn herstellt, hatte noch für die Medizin der Neuzeit normativen Charakter.⁷

Humboldts Vorstellung von der Erzeugung geistiger Werke folgt einem ähnlichen Argumentationsschema: „alles Männliche [besitzt] angestrengte Energie, alles Weibliche beharrliches Ausdauern“. Zur Zeugung großer Werke werde beides gebraucht: „lebendige Energie der Kraft, die auf Einen Punkt sich zusammenzieht, und lebendige Fülle des Stoffs, der ihre Einströmung in allen seinen Punkten empfängt“.⁸ Wie bei Aristoteles wird auch hier

das männliche Prinzip als die bewegende Kraft und das weibliche als unbewegte Materie beschrieben, die erst durch die formgebende Kraft lebendig wird. Und auch bei ihm die Berufung auf einen göttlichen Funken. „Wenn das Genie [...] vermöge der reinen Selbstthätigkeit der Vernunft, die belebende Flamme ausströmt, der, gleich einem Funken, das göttliche Werk entsprührt, so muss die Phantasie sie in ihrem Schooss aufnehmen, und wohlthätig umschliessen.“⁹ Es gibt allerdings einen entscheidenden Unterschied zwischen Humboldt und den Vorstellungen der Antike: Während Aristoteles das Göttliche (oder die Kultur) heranzieht, um biologische Prinzipien zu erklären, zieht Humboldt solche ‚Naturprinzipien‘ heran, um sie wiederum auf die Kultur und die Psyche der Geschlechter zu übertragen: „Alles Männliche, kann man daher sagen, ist mehr aufklärend, alles Weibliche mehr rührend. Das eine gewährt mehr Licht, das andere mehr Wärme.“¹⁰

Liest man Humboldt mit Aristoteles und umgekehrt, so zeigt sich der Zirkelschluß: Bei den ‚Prinzipien‘, die die Geschlechterordnung regieren, wird zunächst die Kultur zum Beweis für die Biologie, und in einem zweiten Schritt wird das so etablierte Wissen über die Natur zum Beweis für die kulturelle Beschaffenheit der Geschlechter. Konsequenterweise nimmt Humboldt denn auch in einem weiteren Aufsatz eine Rückübertragung auf die Natur vor: Er konstatiert, daß sich die psychischen oder intellektuellen Anlagen des Mannes und der Frau im Körperbau widerspiegeln. Zwar, so räumt er ein, sei es „unendlich schwer“,¹¹ reine Männlichkeit und Weiblichkeit im Leben anzutreffen – sie seien eigentlich nur in der ‚idealischen Form‘ von Skulpturen oder in der Götterwelt der Antike zu finden – doch habe sich die Natur etwas dabei gedacht, als sie den männlichen und weiblichen Körper so unterschiedlich gestaltete: „Der eigentliche Geschlechtsausdruck ist in der männlichen Gestalt weniger hervorstechend [...]. Schon bei dem ersten Anblick beider Gestalten wird man gewahr, dass der Geschlechtsbau bei der männlichen bei weitem weniger mit dem ganzen übrigen Körper verbunden ist. Bei der weiblichen hat die Natur mit unverkennbarer Sorgfalt alle Theile, die das Geschlecht bezeichnen, oder nicht bezeichnen, in Eine Form gegossen, und die Schönheit sogar davon abhängig gemacht. Bei jener hat sie sich hierin eine größere Sorglosigkeit erlaubt; sie verstattet ihr mehr Unabhängigkeit von dem, was nur dem Geschlecht angehört, und ist zufrieden, dieses, unbekümmert um die Harmonie mit dem Ganzen, nur angedeutet zu haben.“¹² Mit anderen Worten: Die Natur investiert nicht in den Geschlechtstrieb des Mannes. Bei ihm sei er nur Beiwerk. Das heißt, der Körper des Wissenschaftlers hat sich nicht nur von seiner ‚Stofflichkeit‘ zu verabschieden, er muß auch den Sexualtrieb vernachlässigen, um ein echter Mann zu sein. „Es ist den Weibern in einem

hohen Grade ihrem Geschlecht nachzugeben verstattet, indess der Mann das seinige fast überall der Menschheit zum Opfer bringen muss. Aber gerade diess bestätigt aufs neue die grosse Freiheit seiner Gestalt von den Schranken des Geschlechts.“¹³ Deshalb sei beim Mann die Schönheit bestenfalls „Zugabe und ein freies Geschenk der, über den einseitigen Geschlechtscharakter siegenden Menschheit in ihm“; vom Weibe hingegen werde sie als eine „Schuld, die das Geschlecht entrichtet“ verlangt.¹⁴

Seltsam, die Kleiderordnung wie auch die höfische Etikette ließ in den Epochen vor Humboldt keineswegs ‚Sorglosigkeit‘ gegenüber den biologischen männlichen Geschlechtsmerkmalen zu; und auch der ‚Natur‘ der maskulinen Geschlechtsmerkmale wurde große Aufmerksamkeit geschenkt. Humboldt entwickelt jedoch eine neue Definition von ‚Männlichkeit‘, bei der geistige Potenz an die Stelle von sexueller Potenz tritt. Das ist die Voraussetzung dafür, daß der Wissenschaftler zur Verkörperung echter ‚Männlichkeit‘ wird. Dieses Denkmuster scheint der Bedeutung geschuldet, die die Aufklärung der Wissenschaft überhaupt zuwies. Doch es erinnert auch an christliche Traditionen. Die Aufklärung verstand sich als der große Aufbruch gegen die Macht und den ‚Aberglauben‘ der Kirche: Wissen sollte an die Stelle von Glauben treten. Bei näherem Hinsehen erkennt man jedoch, wie tief dieser neue Glauben an die Wissenschaft von Imaginationen geprägt war, die die christliche Theologie und Ikonologie hervorgebracht hatten. Die Kontinuität zeigt sich besonders deutlich an den Geschlechterbildern.

Ich möchte das an dem Disput zwischen der Mediävistin Caroline Walker Bynum und dem Kunsthistoriker Leo Steinberg über das Geschlecht des Gekreuzigten zeigen. Humboldt sagt, die Erzeugung organischer Wesen erfordere „eine auf Wirkung und eine andre auf Rückwirkung gerichtete Stimmung“.¹⁵ Diesen beiden Stimmungen entspreche wiederum der psychische Unterschied der Geschlechter. „Die zeugende Kraft ist mehr zur Einwirkung, die empfangende mehr zur Rückwirkung gestimmt. Was von der erstern belebt wird, nennen wir männlich, was die letztere beseelt weiblich. Alles Männliche zeigt mehr Selbstthätigkeit, alles Weibliche mehr leidende Empfänglichkeit.“¹⁶ Was versteht Humboldt unter Leiden? Er definiert es als „Empfinden einer fremden Einwirkung“,¹⁷ Endlichkeit, wörtlich: „den Bedingungen der Zeit unterworfen, und an einen Stoff, mithin an etwas Leidendes gebunden“.¹⁸ Sein Begriff des ‚Leidens‘ meint also letztlich die *Materie*, in der, wie man weiß, die *mater* enthalten ist. Eine ähnliche Konstruktion finden wir auch in der christlichen Lehre von den ‚zwei Naturen Christi‘ – einer göttlichen Natur, die mit Geistigkeit und

Männlichkeit, und einer menschlichen Natur, die mit weiblicher Leiblichkeit gleichgesetzt wird – und auch hier verbindet sich der Topos mit dem ‚Leiden‘.

(Bilder) Die Mediävistin Caroline Walker Bynum zeigt an einer Reihe von Darstellungen aus dem Mittelalter, daß der Körper des Gekreuzigten mit allen Insignien der Weiblichkeit ausgestattet wurde: Seine Wunde und das geopfert Blut wurden als weiblich nährend Brust gezeigt. Solchen Darstellungen entsprachen die Aussagen von Klosterfrauen wie etwa der Heiligen Caterina von Siena, die schrieb: „Wir müssen uns so verhalten wie das kleine Kind, das nach Milch verlangt. Es nimmt die Brust seiner Mutter, legt den Mund an und zieht mit der Kraft des Fleisches die Milch. So müssen auch wir uns verhalten, wenn wir ernährt werden wollen. Wir müssen uns an die Brust des gekreuzigten Christus heften, die die Quelle der Barmherzigkeit ist, und durch dieses Fleisch werden wir Milch erhalten.“¹⁹

(Bilder) In vielen Darstellungen nahmen die Wunden des Herrn auch die Form einer blutenden Vulva an. Die Kreuzigung wurde als der Moment der Geburt und Entbindung dargestellt, in der das Selbstopfer Christi zur Niederkunft wird. So erklärte Marguerite von Oingt: „Mein süßer Herr, [...] bist Du nicht meine Mutter und mehr als meine Mutter? [...] Denn als der Moment Deiner Niederkunft kam, wurdest Du auf das harte Bett des Kreuzes gelegt. [...] Und Deine Nerven und alle Deine Adern waren zerschlagen. Und wahrlich, es ist nicht erstaunlich, daß Deine Venen geplatzt sind, als Du an einem Tag die ganze Welt geboren hast.“²⁰ Der Gestalt Jesu wurde also das Leiden als weiblich-mütterliche Eigenschaften und damit einhergehend Gebär- und Reproduktionsfähigkeit zugewiesen.

(Bilder Steinberg) Dagegen führt der Kunsthistoriker Leo Steinberg zahlreiche Kreuzigungsdarstellungen an, auf denen die *Männlichkeit* des Erlösers betont wurde: Hier wurden die Genitalien hervorgehoben. Je weiter die Passionsgeschichte voranschreitet, desto deutlicher trat in den Kreuzigungsdarstellungen die Betonung der männlichen ‚Potenz‘ des Gekreuzigten zutage. Steinberg spricht in diesem Kontext von einem Zusammenhang zwischen ‚erection‘ und ‚resurrection‘.²¹ Er folgert, daß in diesen Darstellungen die antike Bedeutung des Phallus – als Symbol für Macht, Fruchtbarkeit und Überwindung des Todes – auf die Gestalt des christlichen Erlösers übertragen wurde,²² allerdings in gewandelter Form. Es ging einerseits um die Überwindung der Leiblichkeit durch den Geist, andererseits diente das Bild sexueller Potenz aber auch der Darstellung einer zeugenden Macht des Geistes, die den Tod selbst zu überwinden vermochte.

An sich sind diese beiden Interpretationen der geschlechtlichen Symbolik der Kreuzigungsdarstellungen unvereinbar. Liest man sie jedoch unter dem Blickwinkel des Kreuzes-Paradoxes – das Kreuzes-Paradox besagt, daß das Kreuz sowohl Tod, Endlichkeit, also Stofflichkeit und Leiblichkeit als auch Überwindung des Todes, Auferstehung und Ewiges Leben symbolisiert – so wird deutlich, daß hier die Komplementarität von Tod und Auferstehung nur geschlechtlich konnotiert wird: Tod und Sterblichkeit, das Leiden und die Wunde werden mit Weiblichkeit in Verbindung gebracht, Auferstehung und Überwindung des Todes hingegen als Zeichen männlicher Potenz gelesen. Beide Seiten finden in der Gestalt des Erlösers ihren Niederschlag und ergänzen sich gegenseitig. Diese Komplementarität ist wiederum die Basis für das christliche Verständnis der symbolischen Geschlechterordnung. Die christliche Religion betont einerseits die Differenz zwischen den Geschlechtern; andererseits proklamiert sie aber auch ein Ideal der Vereinigung, ja der Symbiose der Geschlechter. Paulus stellt die Analogie zwischen Ehe und dem Verhältnis von Christus und seiner Gemeinde her: Christus sei das Haupt der Kirche und die Gläubigen sein Leib. Ebenso habe auch in der Ehe der Mann das ‚Haupt‘ und die Frau der ‚Leib‘ zu sein: „So sollen auch die Männer ihre Frauen lieben wie ihren eigenen Leib. Wer seine Frau liebt, liebt sich selbst.“²³ Deutlicher als in diesem Bild eines Hauptes, das seinen eigenen Leib heiratet, läßt sich das Gesetz von der Unauflöslichkeit der Ehe, das von allen Religionen der Welt nur das Christentum kennt, kaum benennen. An dieses Haupt-Leib-Modell für die Ehe schlossen noch die Pädagogen der Aufklärung wie Theodor Gottfried von Hippel an, der 1774 schrieb: „Der Mann soll über das Weib herrschen wie die Seele über den Leib.“²⁴ Im religiösen wie im säkular-pädagogischen Kontext bildete die Differenz der Geschlechter die Voraussetzung dafür, daß die Geschlechter eine symbiotische Einheit bilden konnten. So auch bei Humboldt, der letztlich nichts anderes unternimmt, der in gewisser Weise den theologischen Begriff der Seele auf den säkularen Begriff der Psyche überträgt. So wird es möglich, auch im säkularen Kontext Männlichkeit und Weiblichkeit als eine unauflösliche Einheit zu beschreiben. „Die höchste Einheit erfordert allemal zwei entgegengesetzte Richtungen. [...] Allein um das Einzelne zu üben, wird Trennung erfordert.“²⁵ Das heißt, das eigentliche Ziel der Geschlechterdifferenz ist die Symbiose der Geschlechter: „In dem männlichen Geschlechte ist alles allein auf die Einwirkung gerichtet. Da der Stoff bloss bestimmt ist, sie dadurch zu verstärken, dass er ihr gleichsam einen Körper leiht, so sucht sie ihn sich, fast bis zur Vertilgung seiner eigenthümlichen Natur, zu assimiliren.“²⁶

Ich will an dieser Stelle einen kurzen Exkurs machen, der noch einige Aspekte der von Humboldt entwickelten Geschlechterbilder verdeutlicht. Es ist interessant, daß Humboldt den Begriff der ‚Assimilation‘ verwendet – und zudem im Zusammenhang mit der Vorstellung, daß der Stoff zu einer „Vertilgung seiner eigenthümlichen Natur“ strebt. Der Begriff der ‚Assimilation‘ verdankte sich damals neuen Erkenntnissen aus der Biologie und war erst im späten 18. Jahrhundert eingeführt worden. Er bedeutet wörtlich ‚Anähnlichung‘ und bezeichnete „die Überführung der von einem Lebewesen aufgenommenen Stoffe in Körpersubstanz“. Am wichtigsten war dabei die Kohlendioxyd-Assimilation: „Diese Assimilation erfolgt in der Regel in den Chloroplasten im Licht, das die zum Aufbau der energiereichen Substanzen erforderliche Energie bereitstellt.“²⁷ Schon ab 1800 erfuhr dieser Begriff eine Übertragung auf soziale und politische Kontexte, insbesondere in den deutsch-jüdischen Beziehungen, wo er ebenfalls im Sinne von ‚Anähnlichung‘, ‚Angleichung‘, ‚Verschmelzung‘ verwendet wurde – immer mit dem Hintergedanken einer Aufhebung (in jedem Sinne des Wortes) der „eigenthümlichen Natur“ des Juden. Mit diesem aus der Biologie übernommenen Begriff wurde zugleich der nationalen Gemeinschaft, die in Deutschland weder eine religiöse noch eine politische Einheit bildete, der Anschein eines ‚Organismus‘, also das Aussehen einer ‚natürlichen Einheit‘ verliehen. Der Begriff der ‚Assimilation‘ nahm viele Implikationen voraus, die ab der Mitte des 19. Jahrhunderts im biologistischen Diskurs der Antisemiten eine Rolle spielen sollten. Durch ihn wurde einerseits die Phantasie eines Verschwindens der jüdischen Gemeinschaft und Kultur phantasiert, andererseits diese aber auch mit einer Art von ‚Energiespender‘ gleichgesetzt, der im Zuge der ‚Assimilierung‘ im ‚Wirtsorganismus‘ aufzugehen hatte. Indem Humboldt diesen Begriff auf das Verhältnis der Geschlechter anwendet, transportiert er auch dessen implizite Konnotationen. Er sagt vom Stoff (den er als weiblich definiert hat), daß er sich der gestaltenden Form „fast bis zur Vertilgung seiner eigenthümlichen Natur, zu assimilieren“ sucht. Von diesem Vorgang erwartet er wiederum eine Art von Bereicherung, die bis zur Unsterblichkeit führt. Die christliche Kirche hatte die Ehe – die Vereinigung der Geschlechter – zum Sakrament erhoben; Humboldt erklärt sie zum Garanten einer irdischen Form von Ewigkeit: „Nur dadurch gelang es der Natur, widersprechende Eigenschaften zu verbinden, und das Endliche dem Unendlichen zu nähern.“²⁸ Die Sakralisierung der Ehe, die schon die christliche Kirche vorgenommen hatte, wird bei ihm also – auf die Wissenschaft und geistige Schöpfungen bezogen – zu einem Mittel, auch im Weltlichen das Unendliche, die Ewigkeit zu erlangen.

Ich möchte nun abschließend einen großen Sprung machen, um in der Gegenwart anzukommen. Weder die aristotelischen Lehren noch die christlichen Vorstellungen von den Geschlechtern beruhten auf biologischen Fakten. Vielmehr naturalisierten sie bestimmte Weltbilder, die auf diese Weise an Evidenz gewannen. Aber auch wenn sie nicht auf biologischen Gegebenheiten beruhten, so hatten sie doch soziale Auswirkungen. Und diese schufen eine fast physiologisch anmutende Wirklichkeit, auf die sich die Geschlechtertheoretiker aller Epochen immer wieder berufen konnten. Auch Humboldt bildet da keine Ausnahme. Die wichtigste der sozialen Auswirkungen war das Kulturverbot für Frauen: die Nichtzulassung zu akademischer Ausbildung und das Verbot, geistliche Ämter auszuüben. Nun gibt es einen einschneidenden Unterschied zwischen Humboldts Universität und der heutigen – und er besteht er darin, daß heute die Hälfte der Studierenden und auch ein Gutteil der Lehrenden an der Universität Frauen sind. 1908 – fast genau hundert Jahre *nach* der Gründung der Berliner Universität und hundert Jahre *vor* unserem Jetzt – wurden in Preußen zum ersten Mal Frauen zur Universität zugelassen. Lange vorher hatten schon andere Länder – die USA, die Schweiz und sogar die Türkei – die Tore der *alma mater* für Frauen geöffnet. Auch zu geistlichen Ämtern haben Frauen inzwischen Zugang: Die erste Rabbinerin gab es in den 1930er Jahren (in Berlin), nachdem Jüdinnen schon einen überproportional hohen Anteil an den ersten Studentinnen gestellt hatten. Nach dem Zweiten Weltkrieg ließ auch die Evangelische Kirche Pastorinnen zu (zunächst mit der Auflage, nicht zu heiraten und bei schlechterer Besoldung als ihre männlichen Kollegen). Inzwischen gibt es sogar Bischöfinnen. Dieselbe Entwicklung vollzieht sich auch – von der Öffentlichkeit kaum wahrgenommen – in einigen islamischen Ländern. Im Iran sind heute mehr als die Hälfte der Studierenden Frauen; in Algerien sind 60 Prozent der Richter und die Mehrheit der Ärzte Frauen.²⁹ In Marokko und Ägypten werden zur Zeit auch weibliche Islame ausgebildet. Einzig die katholische Kirche scheint noch eine Bastion gegen die Aufhebung der kulturellen Codes zu bilden – aus Gründen, über die ich mir hier keine Gedanken zu machen brauche.

Nun stellen sich zwei Fragen: Erstens warum ist es überhaupt zur Aufhebung der kulturellen Codes gekommen, die die Basis für das Kulturverbot für Frauen bildeten? Warum hat die auch bei Humboldt noch so präzise Vorstellung, daß der männliche Körper Geistigkeit und der weibliche Leiblichkeit symbolisiere, seine Glaubwürdigkeit eingebüßt – und dies in einer mentalitätsgeschichtlich unglaublich kurzen Zeit? Allein die Geschwindigkeit, mit der sich dieser Mentalitäts- und institutionelle Wandel vollzog, zeigt deutlich, daß es sich bei der Geschlechterordnung nie um eine naturgegebene, biologische, sondern immer schon um eine

symbolische Ordnung gehandelt hat. Die zweite Frage wäre: Was hat sich dadurch verändert, daß Frauen zur akademischen Ausbildung zugelassen wurden?

Auf die erste Frage gibt es natürlich mehr als eine Antwort. Ich will eine aufgreifen, weil diese tatsächlich eng mit der Frage der Zeugung zusammenhängt. Noch zur Zeit William Harveys (1578-1657) erschien die Zeugung als ein unerklärlicher Vorgang, über den es die unterschiedlichsten Spekulationen gab – darunter die der Präformisten.³⁰ Erst Anfang des 19. Jahrhunderts wurde durch die Zellenlehre und durch die Entdeckung des Eisprungs eine neue Grundlage für die Befruchtungstheorie geschaffen. Um 1875 verschaffte eine verbesserte Mikroskopiertechnik Einsicht in den Vorgang der Verschmelzung von Spermakern und Eikern. Dieser allmähliche und – verglichen mit anderen Erkenntnissen über den menschlichen Körper – späte Erkenntnisgewinn eröffnete zum ersten Mal die Perspektive einer technischen Umsetzung von Phantasien über eine sowohl geplante als auch gesteuerte, d.h. ‚verbesserte‘, den Zufall ausschließende Fortpflanzung. Die Phantasien eines Eingriffs in die Fortpflanzung waren nicht neu. Schon Platon hatte im *Staat* gefordert, daß die menschliche Reproduktion einer rationalen Planung der Auslese und Züchtung unterworfen werde. In der Neuzeit hatte Francis Bacon diese Phantasien in konkrete Entwürfe von tierischer und menschlicher Züchtung gegossen. Doch bis zur genauen Kenntnis der Zeugungsvorgänge konzentrierten sich alle Züchtungsphantasien auf die ‚Kanalisation‘ des Sexualtriebs. Nun, da man wußte, wie es geht, traten plötzlich ganz andere Phantasien an die Stelle – und auch sie waren von Humboldts Vorstellungen über die Erzeugung weit entfernt. Denn das Prinzip der Differenz der Geschlechter spielte nun keine Rolle mehr, oder wenn dann eine untergeordnete. Die Fortpflanzung wurde nun als unabhängig von der Sexualität, den Geschlechtern und ‚normalen‘ Zeugungsvorgängen gedacht – und die Hoffnungen auf eine geplante und homogenisierte menschliche Reproduktion fanden ihren Niederschlag in den Theorien der Eugeniker und später in denen der Genwissenschaft, die eine Fülle von künstlichen Zeugungstechniken hervorbrachten: Extrakorporale Befruchtung, Samenbank, Leihmutterchaft, Eispende, Präimplantationsdiagnostik gehören mittlerweile zum Alltagsgeschäft der Lebenswissenschaften, die mit den Geschlechterrollen nur noch wenig im Sinn haben. Übrigens bieten die Lebenswissenschaften auch eine Reihe von Beispielen für das Weiterwirken christlicher Paradigmen im säkularen Wissen. So ist die Jungfrauengeburt heute nicht mehr religiöses Dogma, sondern praktizierte Medizin: 1999 wurde in England erstmals jungen Frauen, die noch nie Geschlechtsverkehr hatten, eine befruchtete Eizelle implantiert – eine Jungfrauengeburt, wie sie im Buche steht.³¹ Und seit den neuesten Entwicklungen der Stammzellenforschung, der es nun gelungen ist, aus Hautzellen

embryonale Stammzellen zu entwickeln, steht nun auch die Möglichkeit einer Selbstbefruchtung (bzw. einer ‚Befruchtung durch das Wort‘) ins Haus.³²

Nicht nur die modernen Reproduktionstechniken haben das Verhältnis der Geschlechter verändert. Dasselbe gilt auch für die Sexualität. Seitdem der Sexualtrieb nicht mehr notwendige ‚Begleiterscheinung‘ der Reproduktion war, wurde er als eigenständiger Trieb begriffen. Dieser Gedanke stand im Zentrum bei der Entstehung der Sexualwissenschaft, die sich zeitgleich mit der Eugenik entwickelte und hier in Berlin ihren wichtigsten Standort fand. Auch die Sexualwissenschaftler entwickelten einen Begriff von Geschlechtlichkeit, der von der Biologie unabhängig war: Sie begriffen die Sexualität als kulturell gesteuert; und auch die Geschlechter galten den Sexualwissenschaftlern als das Produkt *kultureller* Zuschreibung. In gewisser Weise schlossen sie damit an Humboldts Gedanken von einer größeren „Unabhängigkeit von dem, was nur dem Geschlecht angehört“ an. Ab Mitte der 1860er Jahre verkündete der Jurist Karl Heinrich Ulrichs seine These vom „dritten Geschlecht“.³³ Magnus Hirschfeld ergänzte ihn später durch den Begriff der „sexuellen Zwischenstufen“. Ganz allgemein trat im Verlauf des 19. Jahrhunderts neben die traditionelle *biologische* Definition des Geschlechts auch eine kulturelle oder psychologische, die besagte, daß man zwar biologisch ein Mann sein, aber wie eine Frau empfinden (und denken) könne – und umgekehrt. Dieser Entwicklung hatte Humboldt durch seine kulturellen oder psychischen Definitionen von Männlichkeit und Weiblichkeit den Weg geebnet. Er ging jedoch davon aus, daß sich psychische Weiblichkeit auch im weiblichen Körper befinden müsse – und genauso bei psychischer Männlichkeit.

Indem Humboldt die Kategorien von psychischer oder kultureller Geschlechtlichkeit schuf, stellte er – man möchte fast sagen: unbeabsichtigt – auch die Weichen für eine Entwicklung, die es schwer machen sollte, das Kulturverbot für Frauen aufrecht zu erhalten, denn dieses beruhte auf einer Gleichsetzung von Geistigkeit mit dem männlichen Körper. Bei den ganzen Debatten um das Frauenwahlrecht bzw. die Zulassung von Frauen zu den Universitäten (und hier in Berlin ging es hoch her, man spürt es noch heute) wurde letztlich immer wieder die Frage verhandelt: Sind Frauen aus biologischen (mithin unveränderbaren) Gründen von politischer Verantwortung und höherer Bildung auszuschließen; oder handelt es sich um kulturelle und mithin transformierbare Gesetze? Das, was als eine symbolische Ordnung der Geschlechter begonnen hatte, wurde von vielen der meist angesehenen Wissenschaftler ihrer Zeit mit biologischer Wirklichkeit verwechselt. Deutlich nachzulesen in dem 1895 erschienen

Buch „Die akademische Frau“, worin sich führende Wissenschaftler und Gelehrte über die Fähigkeit von Frauen, akademisch zu denken oder zu fühlen äußern.³⁴ Die wenigsten konnten sich Wissenschaftlerinnen vorstellen, und ein Mediziner fürchtete gar, daß die wissenschaftliche Tätigkeit von Frauen zu hereditären Schäden bei ihren Kindern führen könnte.³⁵ Diese Frage der Geschlechter verband sich wiederum mit der Frage der nationalen Identität. Denn gleichzeitig wurden vor allem in Deutschland genau dieselben Debatten um den jüdischen Körper geführt: Ist die ‚jüdische Identität‘ *biologisch* bedingt oder handelt es sich um eine *kulturelle* Identität? Die Frage stand im Zentrum der antisemitischen Attacken auf Juden und der Debatten um den Zugang von Juden zur Universität, zu öffentlichen Ämtern und akademischen Berufen. Auch zu dieser Debatte gibt es eine aufschlußreiche Datensammlung unter dem Titel „Der Jud’ ist schuld“.³⁶ Die Argumente der Gegner wie der Befürworter zur ‚Frauen’- und zur ‚Judenfrage’ sind zum Teil austauschbar.

Mit anderen Worten: dieses Ideal der Komplementarität des männlichen und weiblichen Prinzips, das Humboldt entwickelt hatte, war von der Wissenschaft selbst ausgehebelt worden, und dies ist zweifellos einer der Gründe für die Veränderungen der Geschlechterordnung, die Frauen schließlich den Zugang zur Universität eröffnen sollte. Vielleicht hat sich Humboldt vorstellen können, daß es eines Tages Studentinnen und sogar Professorinnen geben würde. Belege dafür gibt es in seinen Schriften nicht. Aber vielleicht überkam ihn doch eine dunkle Ahnung, daß er mit seiner Psychologisierung der Geschlechter eine gefährliche Weichenstellung vornahm. Denn er führte – fast vorsorglich – die Kategorie des Genies ein, mit der zeigte, daß sich die Unabhängigkeit von der Biologie eigentlich nur auf den männlichen Körper beziehen kann. Das Genie, so Humboldt, zeichnet sich dadurch aus, daß es sowohl über männliche als auch über weibliche Eigenschaften verfügt: „So kann ihm dennoch bald die männlichere Vernunft mehr Tiefe, bald die weibliche Phantasie mehr üppige Fülle und reizende Anmuth gewähren“³⁷ Das Genie habe zeugende und gebärende Fähigkeiten. „Selbstthätigkeit und Empfänglichkeit sind beide gleich geschäftig in ihm, und dasjenige, dessen es sich einzig bewusst ist, ist gerade die Vermählung dieser ungleichen Naturen. Nur durch diese Wechselwirkung der Selbstthätigkeit und Empfänglichkeit wird es ihm möglich, sich aus sich selbst herauszustellen, und sich selbst, abgesondert von allem Zufälligen, zum Objekt seiner Reflexion zu machen.“³⁸ Solche Vollständigkeitsvorstellungen denkt er jedoch ausschließlich dem männlichen Geschlecht zu, während das weibliche als Projektionsfläche imaginiert wird, die für die Selbstreflexionen des Genies zur Verfügung steht. „Sich selbst zum Objekt seiner Reflexion“ zu machen, das kann dem Genie nur

gelingen, wenn es sich auf ein Außen bezieht, das einerseits dem Selbst entspricht, andererseits aber auch nicht ganz identisch ist. Der ganze Topos des ‚Unheimlichen‘ taucht hier schon auf, den Sigmund Freud später beschreiben sollte: das Fremde, das durch eine Abspaltung vom Selbst, durch das Entfremden des Eigenen entsteht. Auch diese Vorstellung hat eine lange christliche Tradition und hing eng mit dem schon beschriebenen christlichen Ideal einer Symbiose der Geschlechter zusammen: Paulus forderte von den Frauen von Korinth die Verschleierung im Gotteshaus. Interessant ist seine Begründung: Der Mann brauche das Haupt nicht zu verhüllen, „weil er Bild und Abglanz Gottes ist; die Frau dagegen [ist] Abglanz des Mannes.“³⁹ Paulus verstand also die Frau als ein Spiegelbild des Männlichen. Humboldt argumentiert ganz ähnlich: „Die Nothwendigkeit, mit welcher alle wechselseitig aufeinander wirkende Kräfte eine der andren bedürfen, macht auch die zeugenden und empfangenden abhängig von einander. Indess ist den ersteren [den männlichen] doch nicht alle Beschäftigung ihrer Wirksamkeit für sich allein, so wie den letzteren [den weiblichen], verwehrt, und diess begründet eine grössere Unabhängigkeit von ihrer Seite.“⁴⁰ Erst die Abhängigkeit des weiblichen vom männlichen Prinzip sichert dem Genie das Spiegelbild, durch das es „sich selbst zum Objekt seiner Reflexion“ machen kann. Goethe sagt dasselbe ganz unumwunden in den Gesprächen mit Eckermann: „Die Frau ist das einzige Gefäß, das uns Neuerern noch geblieben ist, um unsere Idealität hineinzugießen.“⁴¹

Mit seiner Psychologisierung der Männlichkeits- und Weiblichkeitskategorisierungen nahm Humboldt eine Entwicklung voraus, in deren Verlauf das 19. Jahrhundert einerseits das Unbewusste ‚entdecken‘, andererseits aber auch feminisieren sollte. Bei Humboldt heißt es über das „weibliche Herz“: „Sich selbst unverständlich, und arm im Schoosse des Überflusses, wünscht es ein Wesen zu finden, das die verschlungenen Knoten seiner Gefühle freundlich löse.“⁴² Gut hundert Jahre später sollte Freud Weiblichkeit mit einem ‚Rätsel‘ gleichsetzen, das von der Männlichkeit zu entwirren sei: „Über das Rätsel der Weiblichkeit haben die Menschen zu allen Zeiten gegrübelt. [...] Auch Sie werden sich von diesem Grübeln nicht ausgeschlossen haben, insofern sie Männer sind; von den Frauen unter Ihnen erwartet man es nicht, sie sind selbst das Rätsel.“⁴³ Wie Humboldt dem „weiblichen Herz“, sollte auch Freud dem Unbewußten eine wichtige Funktion für das Ich zuweisen: Ihm seien hochwertige geistige Leistungen zu verdanken: nicht nur Selbstkritik und das Gewissen, sondern „selbst feine und schwierige intellektuelle Arbeit, die sonst angestregtes Nachdenken erfordert“.⁴⁴ Aber beiden kam nicht in den Sinn, dass diese „schwierige intellektuelle Arbeit“ von Frauen selbst ausgeübt werden könnte. Wo Freud geistiger Tätigkeit von Frauen begegnete,

analysierte er diese als Aneignung ‚männlicher‘ Eigenschaften und als „Wunsch, den ersehnten Penis endlich doch zu bekommen“.⁴⁵

Die Feminisierung des Unbewußten hatte im Verlauf des 19. Jahrhunderts interessante Folgen, die ich am Beispiel von Novalis behandeln könnte, aber interkulturell wie Humboldt selbst war, möchte ich gerne einen kurzen Ausflug nach Frankreich vornehmen. Nach 1800 begannen Künstler, ihre Weiblichkeit zu kultivieren. In ‚weiblichen‘ Symptomen wie Migränen, Schwindel- und Ohnmachtsanfällen erfaßten Novalis, Flaubert oder Mallarmé die Lust am Fallen und der Taumel der Begeisterung für die eigene Ohnmacht. „Seltsamer- und eigentümlicherweise“, so schrieb etwa Stéphane Mallarmé, „habe ich alles geliebt, was sich in diesem Wort Sturz zusammenfassen läßt“.⁴⁶ Und Flaubert, sagte von sich selbst: „Woher kommt es nur, daß ich so oft zum Spiegel ging, wenn ich weinte, um mich darin zu betrachten? Diese Lust, über sich selbst zu stehen, ist vielleicht die Quelle jeglicher Tugend.“⁴⁷ Bei Flaubert wurde die ‚Lust‘ an der eigenen Ohnmacht zur Voraussetzung für die schriftstellerische Tätigkeit. In einem Brief an Louise Colet schrieb er: „Die Tinte ist mein natürliches Element. Schöne Flüssigkeit, übrigens, diese dunkle Flüssigkeit! Und gefährlich! wie man darin ertrinken kann! Wie sie einen anzieht!“⁴⁸ Jean Starobinski⁴⁹ verweist auf die enge Verbindung zwischen dem „schwarzen Stoff“, in dem Flaubert so gerne ertrinkt, und der Vergiftung, an der Emma Bovary stirbt: Als man den Kopf der Toten hebt, „quoll schwarze Flüssigkeit aus dem Munde hervor, als erbräche sie sich“.⁵⁰ Flauberts Lust an der Ohnmacht ging also einher mit einer imaginierten Weiblichkeit, durch die er dem Selbst den Zugang zum Unbewußten bewahrte. „Schreiben ist etwas Köstliches, nicht mehr man selbst zu sein, sondern in der ganzen Schöpfung zu kreisen, von der man spricht. Heute zum Beispiel bin ich als Mann und Frau zugleich, als Liebhaber und Geliebte [...] durch einen Wald geritten.“⁵¹ Mit 22 Jahren, so schrieb er in einem anderen Brief an Louise Colet, habe er sich selbst in zwei Teile geteilt: „auf der einen Seite das äußere Element, das ich mir vielfältig, vielfarbig, harmonisch, großartig wünsche, von dem ich nichts anderes akzeptiere als das Schauspiel und das ich genießen will; auf der anderen Seite das innere Element, welches ich konzentriere, um es noch mehr zu verdichten und in das ich in vollen Strömen die reinsten Strahlen des Geistes durch das geöffnete Fenster der Intelligenz eindringen lasse.“⁵² Die beiden Elemente, die Humboldt als das männliche und das weibliche Element beschreibt, fließen also bei ihm – dem „hysterischen Eremit“ wie Flaubert sich selbst nannte⁵³ – zusammen.

Humboldt war kein hysterischer Eremit. Er war Politiker und Gelehrter, und ihn interessierte der Körper des Wissenschaftlers, den er mit Männlichkeit gleichsetzte. Umso deutlicher bedurfte es für ihn aber auch einer Weiblichkeit, die dem Wissenschaftler als Spiegelbild seiner selbst diente und die er deshalb an sich binden musste. Zugleich ahnte Humboldt aber wohl auch – und damit sind wir wieder beim Unheimlichen – daß die Weibsbilder vielleicht doch irgendwann anfangen würden, diese Funktion aufzukündigen, so wie die vielen Doppelgänger und Schatten, die sich Anfang des 19. Jahrhunderts von ihren Eigentümern verabschiedeten. So erklärt Humboldt vorsorglich die Abhängigkeit vom männlichen Geschlecht zu einer ‚Wesensbestimmung‘ des Weibes und machte diese sogar am körperlichen Erscheinungsbild der Frau fest: „Den Mann, der durch seine Thätigkeit leicht aus sich selbst herausgerissen wird, wieder in sich zurückzuführen; was sein Verstand trennt, durch das Gefühl zu verbinden; seinen langsamern Fortschritten zuvorzueilen, und die höchste Vernunftseinheit, nach der er strebt, ihm in der Sinnlichkeit darzustellen, ist die schöne Bestimmung dieses Geschlechts, mit der auch die äussere Bildung desselben aufs genaueste übereinstimmt.“⁵⁴ Man könnte bei dieser Beschreibung natürlich die Frage aufwerfen, wer hier eigentlich in wessen Abhängigkeit steht. Aber es mag genügen, auf Freud verweisen, der konstatieren muß, daß das Es dem Ich die narzißtische Kränkung verschafft, nicht mehr „Herr im eigenen Haus“ zu sein. Das Ich, so sagt er in Anlehnung an Groddeck, wird „gelebt“ von „unbekanntem, unbeherrschbaren Mächten“.⁵⁵

Zusammenfassend: Ich denke, das Verdienst von Humboldts Aufsätzen über die Geschlechterbilder besteht in der geradezu entwaffnenden Selbstverständlichkeit, mit der er die beiden Geschlechter auf Plätze verweist, die heute, nun ja, verwaist sind und die, wer weiß, vielleicht auch nie besetzt waren. Damit komme ich abschließend auf die zweite Frage, die ich vorher angesprochen habe: Was hat sich dadurch verändert, daß Frauen zur Universität zugelassen wurden? Die Antwort läßt sich in zwei Sätzen zusammenfassen: Auf vielen Gebieten hat sich nichts geändert. Auf anderen jedoch sehr viel, vor allem dem der Wissenschaftsgeschichte. Humboldt verwandte Geschlechterbilder, um ein neues Ideal von Wissenschaftlichkeit zu entwickeln. Die Geschlechterforschung hingegen trägt heute dazu bei, daß Texte wie die von Humboldt auf ihre expliziten Aussagen und impliziten Annahmen untersucht und die paradigmatische Funktion von Geschlecht für die Entstehung von Wissen und Wissenschaftskategorien lesbar gemacht werden. Es handelt sich also um eine genaue Umkehrung der Perspektive. Insofern hat Wilhelm von Humboldt nicht nur zur Entstehung

der Geschlechterforschung beigetragen; er hat auch gezeigt, was eines ihrer wichtigsten Forschungsgebiete sein würde: die Wissenschaft von der Wissenschaft.

Prof. Dr. habil. Christina von Braun
Humboldt-Universität zu Berlin, Kulturwissenschaftliches Seminar
Sophienstraße 22 a
D-10178 Berlin
cvbraun@culture.hu-berlin.de

- ¹ Wilhelm von Humboldt, *Über den Geschlechtsunterschied und dessen Einfluss auf die organische Natur*, zuerst erschienen in Schillers *Horen* 1795, 2, 99-132, in: ders. Werke, hg. v. Albert Leitzmann, Bd. 1 (1785-1795), Berlin B. Behr's Verlag 1903, S. 311-334. Im folgenden: Humboldt I, S. 316.
- ² Ebda.
- ³ Ebda. S. 320.
- ⁴ Ebda. S. 320.
- ⁵ Vgl. Aristoteles, *Über die Zeugung der Geschöpfe*, Buch I, Bd. 14, S.71f; Buch 2, S. 87f und 81f, Buch 1, S. 66f.
- ⁶ Thomas Laqueur, *Auf den Leib geschrieben. Die Inszenierung der Geschlechter von der Antike bis Freud*. Aus dem Engl. V. Jochen Bußmann, Frankfurt/M (Campus) 1992, S. 50.
- ⁷ Bettina Mathes führt mehrere Beispiele aus medizinischen Schriften des 15. und 16. Jahrhunderts an: Bettina Mathes, *Verhandlungen mit Faust. Geschlechterverhältnisse in der Kultur der frühen Neuzeit*, Königstein (Ulrike Helmer) 2001, S. 71ff.
- ⁸ Humboldt I, S. 325f.
- ⁹ Ebda. S. 326.
- ¹⁰ Ebda., S. 327.
- ¹¹ Wilhelm von Humboldt, *Über die männliche und die weibliche Form*, zuerst gedruckt in Schillers *Horen*, 1795 3, 80-103; 4, 14-40. in: in: ders. Werke, hg. v. Albert Leitzmann, Bd. 1 (1785-1795), Berlin B. Behr's Verlag 1903, Bd. 1, S. 335-369, im Folgenden: Humboldt II, S. 336.
- ¹² Ebda., S. 342f.
- ¹³ Ebda. S. 344.
- ¹⁴ Ebda. S. 363.
- ¹⁵ Humboldt I, S. 319.
- ¹⁶ Ebda.
- ¹⁷ Ebda.
- ¹⁸ Ebda. S. 320.
- ¹⁹ Zit. n. Caroline Walker Bynum, *Fragmentation and Redemption. Essays on Gender and the Human Body in Medieval Religion*, New York 1991 S. 96. Deutsch: *Der Leib Christi im Spätmittelalter – Eine Erwiderung auf Leo Steinberg*, S. 61-108, in: *Fragmentierung und Erlösung, Geschlecht und Körper im Glauben des Mittelalters*, aus dem Amerikanischen von Brigitte Große, Frankfurt/Main 1995.
- ²⁰ Zit. n. Bynum, S. 97.
- ²¹ Zit. n. Leo Steinberg, *The Sexuality of Christ in Renaissance Art and in Modern Oblivion*, New York 1983, 2. erw. Aufl. Chicago/London 1996, S. 83. Übers. v. d. Verf.
- ²² Steinberg, S. 46.
- ²³ Eph 5,28.
- ²⁴ Theodor Gottfried von Hippel, *Über die Ehe*, Berlin 1774, S. 96.
- ²⁵ Humboldt I, S. 327.
- ²⁶ Ebda, S. 329.
- ²⁷ Brockhaus in 20 Bden. Wiesbaden 1966, Stichwort ‚Assimilation‘, Bd. 1, S. 799. Für den Hinweis auf die Geschichte des Assimilationsbegriffs danke ich Susanne Omran, *Forschungsprojekt zur Geschichte und politischen Diskursivierung des ‚Assimilations‘-Begriffs*, Unveröffentlichtes Manuskript, 2000.
- ²⁸ Humboldt I, S. 333.
- ²⁹ New York Times, 26. Mai 2007.
- ³⁰ William Harvey kam nach embryologischen Studien an befruchteten Hühnereiern, zur Überzeugung: „Alles Lebendige stammt aus dem Ei“. William Harvey, *Über die Erzeugung der Tiere*, 1651. Vgl. W. Pagel, *William Harvey's Biological Ideas*, Basel 1967; G. Keynes, *The Life of William Harvey*, Oxford 1978; W. L. v. Brunn, *Kreislauffunktion in William Harveys Schriften*, 1967.
- ³¹ Tageszeitung, Berlin, 12.3.99.
- ³² Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung v. 10. Juni 2007.
- ³³ Karl Heinrich Ulrichs, *Forschungen über das Räthsel der mann-männlichen Liebe*, Berlin (Zwölf Schriften) 1864-1879.
- ³⁴ Arthur Kirchhoff (Hg.), *Die Akademische Frau. Gutachten hervorragender Universitätsprofessoren, Frauenlehrer und Schriftsteller über die Befähigung der Frau zum wissenschaftlichen Studium und Berufe*, Berlin (Hugo Steinitz Verlag) 1897.
- ³⁵ Ebda. S. 128.
- ³⁶ *Der Jud ist schuld ...? .Diskussionsbuch über die Judenfrage*, Basel, Berlin, Leipzig, Wien (Zinnenverlag) 1932,
- ³⁷ Humboldt I, S. 321.
- ³⁸ Ebda., S. 317.
- ³⁹ 1 Kor 11,7.

-
- ⁴⁰ Humboldt I, S. 331.
- ⁴¹ Johann Peter Eckermann, *Gespräche mit Goethe*, 5. Juli 1827, hg. von Ludwig Geiger, Leipzig o.J., S. 202.
- ⁴² Ebda., S. 325.
- ⁴³ Sigmund Freud, *Die Weiblichkeit*, in: Gesammelte Werke, hg. v. Anna Freud et al, unter Mitwirkung von Marie Bonaparte, London, Frankfurt 1940ff, Bd. XV, S. 119-145, hier S. 120.
- ⁴⁴ Sigmund Freud, *Das Ich und das Es*, in: Gesammelte Werke, Bd. XIII, S. 237-289, hier: S. 254.
- ⁴⁵ Ebd., S. 134.
- ⁴⁶ Stéphane Mallarmé, *Plainte d'automne*, 1867, in : *Oeuvres complètes*, Paris 1945, S. 270.
- ⁴⁷ Brief an Louise Colet, 8./9. Mai 1852, in: *Oeuvres de Gustave Flaubert*, hg. v. Maurice Nadeau, Lausanne 1964.
- ⁴⁸ Brief an Louise Colet, 14. August 1853, in: *Oeuvres de Gustave Flaubert*.
- ⁴⁹ Jean Starobinski, *Kleine Geschichte des Körpergefühls*, mit einer Einleitung von Hans Robert Jauß, aus dem Französischen von Inga Pohlmann, Frankfurt/M (Fischer) 1991, S. 57f.
- ⁵⁰ Gustave Flaubert, *Madame Bovary*, In der revidierten Übersetzung von Arthur Schurig, Frankfurt (Insel Taschenbuch) 1976, S. 437.
- ⁵¹ Flaubert, Brief an Louise Colet, v. 14. August 1853, in: *Oeuvres*, hg. v: Nadeau 1964.
- ⁵² Brief an Louise Colet, 31. August 1846, in: Flaubert, *Correspondance*, hg. v. Jean Bruneau, Paris 1973, Bd. 1.
- ⁵³ Jean Paul Sartre, *Der Idiot der Familie*, Gustave Flaubert, 1821-1857, deutsch von Traugott König, Reinbek b. Hamburg (Rowohlt) 1977, Bd. 5, S. 602.
- ⁵⁴ Humboldt II, S. 368.
- ⁵⁵ Sigmund Freud, *Das Ich und das Es*, in: Gesammelte Werke, , Bd. XIII, S. 251.